Sagen Krimiautoren die Wahrheit? Und wieso der Gärtner?

In Martin Walser Roman *Der Augenblick der Liebe* heißt es „Es gibt nichts, wofür man nicht gestraft werden kann.“ Und ich möchte anfügen: Es gibt auch nichts, wofür man sich nicht schuldig fühlen kann. Das Gefühl des Schuldigseins ist so fundamental wie das Gefühl, gestraft zu sein mit einem Leben, das von Hinfälligkeit geprägt ist. Nichts zeichnet uns derart aus, wie die „Fähigkeit“, krank zu werden. Wir sind es ja auch dauernd, Gesundheit erscheint als Wunsch und Werbung, als eine Pause zwischen den Krankheiten, sodaß Leute, die immer gesund sind, einem verdächtig vorkommen. Gesund leben und gesund sein, sind zwei verschiedene Dinge. Jakob van Hoddis‘ Ausspruch „Alle Menschen haben einen Schnupfen“ erscheint wie ein Lehrsatz über die allgemeinen Zustände. Der Schnupfen durchdringt alles und jeden. Auch unsere Maschinen. Nicht zuletzt unsere Computer, die uns ja unter allen Maschinen am ähnlichsten sind, indem auch hier die Schwermut mit dem Größenwahn gepaart ist. Das Leben an sich mutet als Krankheit an, die Freuden des Lebens wiederum scheinen einen teuflischen Kern in sich zu tragen. Wenige Dinge sind zu genießen ohne das Gefühl, sie würden anderswo einen Schaden anrichten, ein Unglück, eine Ungerechtigkeit bewirken. Es bedarf in der Tat einiger Verdrängungsarbeit, in etwas hineinzubeißen, ohne sich vorstellen, wieviel Leid und Dummheit und Gier nötig waren, bis dieses leckere Ding da zwischen den eigenen willigen Zähnen landen konnte. Der Junge aus meinem Roman *Das grüne Rollo* – der anfangs erklärt „Danach war Schule. – Wie heißt es in der Bibel? *Macht euch die Erde untertan*. Ich fühlte mich in der Schule oft, als wäre ich ebenfalls *Erde*.“ –, dieser Junge drückt es so aus: „Ich war alt genug, mir Gedanken darüber zu machen, wie die Wurst auf mein Brot gekommen war und was alles hatte geschehen müssen, *damit* sie dorthin kam. Viel Unschönes. Was mich veranlaßt hatte, mehr Käsebrote zu essen. Aber auch der Käse kommt nicht von der vielen Liebe auf die Welt. Indem ich am Leben war, indem ich atmete und Ansprüche hatte, verursachte ich Schaden. Nicht gerne, oft unbewußt, aber was nützt das der Kuh, die in einem Melkautomaten steckt oder der ein Bolzen in den Kopf geschossen wird, daß ich nicht dabei war und keine Ahnung hatte?“

Und im Roman *Der Allesforscher* bringt es der Vater des Protagonisten im Stile der Übertreibungskunst Thomas Bernhards auf den Punkt: „Ich habe Angst, daß alles ein Verbrechen ist, daß man nicht mehr atmen kann, ohne ein Verbrechen zu begehen. – Ich sage ja gar nicht, die Menschen waren früher besser, natürlich nicht. Aber damals hattest du eine Wahl. Heute hast du keine Wahl. Wenn du ein guter Mensch sein möchtest, mußt du zu atmen aufhören. Und dann bist du tot. Das ist die Wahl."

Das Gefühl des Schuldigseins und Schuldigwerdens ist stark geprägt vom Wissen um die oft unkalkulierbaren Konsequenzen unseres Handelns wie auch unserer Unterlassungen. Ich kann mich gut erinnern, wie ich als Kind, obgleich in einem atheistischen Elternhaus lebend, meinte, durch gewisse rituelle Handlungen – eine strenge, aber frei erfundene Gebetsordnung – ein Unglück zu verhindern, etwa den Tod der Mutter, aber auch Unglücke im Großen. Ich war überzeugt von meiner Verantwortung und wie sehr eine einmalige Unterlassung der abendlichen Praxis die Katastrophe heraufbeschwören könnte.

Überhaupt wird sehr viel mehr gebetet, als angenommen, eben nicht nur in den Kirchen und mit gefalteteten Händen. Zahlreiche Aktivitäten erscheinen gerade in ihrer Zwanghaftigkeit und in ihrem Wiederholungsmodus gleich Gebeten, also Sühneleistungen: die Art, wie wir Sport treiben, wie wir Situps und Hantelübungen und Einheiten auf dem Laufband praktizieren; die Art, wie wir Mittwoch für Mittwoch und Samstag für Samstag kleine Kreuze in kleine Kästchen fügen; die Art, wie fast alle von uns die Wettervorhersage verfolgen, als würden sich in den Temperaturangaben Hinweise verbergen, die wiederum helfen könnten, endlich mal besagte Kreuzchen auch in den richtigen Kästchen unterzubringen; nicht zuletzt die Art, wie wir Argumente aus Politik und Werbung übernehmen, neue Begriffe übernehmen, Phrasen übernehmen, sie „herunterbeten".

Das sind alles Gebete, die aber weniger auf Vergebung abzielen, als auf die Verhinderung eines Unglücks, einer Strafe. Und ich meine nicht allein das Unglück, das sich daraus ergibt, fett und häßlich zu werden. So sehr auch manche Menschen den Umstand, nicht mehr in ihre Jeans hineinzupassen, einer teuflischen Intervention

zuordnen und erkennen müssen, über zehn Liegestütze zu reden besitze nicht die gleiche Wirkung, wie wenn man sie auch wirklich macht.

So fundamental wie allgegenwärtig das Gefühl der Schuld auch sein mag, liegt ihre genaue Gestalt – was bekanntermaßen auch für die Schönheit gilt – im Auge des Betrachters. Die Frage also, wodurch man schuldig wurde beziehungsweise sich in der Zukunft noch schuldig machen könnte. Natürlich, es gibt Definitionen der Schuld, religiöse wie weltliche, aber daneben besteht eine Art „Privatrecht", eine persönliche, aus der Kindheit und Veranlagung hochgestiegene Sicht von Schuld, die dann zu diversen Formen der Selbstbestrafung führt. Und kein Gericht der Welt kann einen so verfolgen, wie man sich selbst. Wie auch kein Bösewicht uns so nahe kommt, wie der, der in uns steckt.

In einem Kriminalroman, an dem ich derzeit arbeite und der den Arbeitstitel *Die Büglerin* trägt, ist die Hauptfigur, Tonia, geradezu besessen von der eigenen Schuld, die darin besteht, in dem einen entscheidenden Moment ihres Lebens versagt und einen geliebten Menschen *nicht* gerettet zu haben. Und das, obwohl sie diesen Moment lange kommen sah, geradezu auf diesen Moment hintrainiert hat, körperlich wie geistig. So wie in dem Film *Prisoners* der Vater seinem Sohn erklärt: „Weißt du, was das Wichtigste war, was ich von deinem Großvater gelernt habe? Sei vorbereitet."

Tonia ist vorbereitet. Aber es nützt nicht immer, vorbereitet zu sein, wenn man nicht alle Zeichen zu lesen versteht (und die Welt quillt über vor Zeichen, Zeichen scheinen eher eine perfide Konstruktion des Teufels als eines gütigen Gottes). Unsere Vorbereitungen, unser Training, unser Wissen um die Notwendigkeit höchster Aufmerksamkeit zerschellt an einem entscheidenden Mangel: nicht in die Zukunft sehen zu können.

Tonia gelingt es nicht, ihre geliebte Nichte Emilie davor zu bewahren, von der Kugel eines Mannes getroffen zu werden, der während einer Kinovorstellung eine Waffe zieht und um sich schießt. Dabei ist Tonia nicht tatenlos, ganz im Gegenteil. Aber das macht ihre Schuld nicht wett, auch das ganz im Gegenteil. Im Roman heißt es:

Die Frage, die sie nie wieder losließ, war die, die wievielte Kugel aus der Pistole des Schützen es gewesen war, die in Emilie eingedrungen war und sie getötet hatte. Denn darüber gab die Polizei keine Auskunft. War vielleicht aber auch tatsächlich nicht in der Lage, drei der vier Kugeln zeitlich eindeutig zuzuordnen.

Eine andere Frage, die sich Tonia stellte, lautete, inwieweit ihr Eingreifen überhaupt erst diese fatale Fügung bewirkt hatte. Vor allem natürlich für den Fall, daß es das dritte Projektil gewesen war, das Emilie getroffen hatte, und welches abgegeben worden war, als Tonia den Schützen umklammert hatte, mit ihm gemeinsam über das Geländer gerutscht und auf den darunterliegenden Boden gestürzt war. Eine Kugel, die niemals auf diese Weise die Waffe verlassen und genau diese Flugbahn eingenommen hätte, hätte nicht Tonia den Mann attackiert. Und selbst bei den ersten beiden Schüssen, die der Täter abgefeuert hatte – auch wenn Tonia ihn da noch nicht hatte berühren können –, konnte man spekulieren, ob sie nicht ganz anders ausgefallen wären, wäre Tonia untätig geblieben. – Was wäre geschehen, wäre sie ihrerseits einfach in Deckung gegangen? Hätte er vielleicht wild herumgeschossen, ohne aber jemand zu treffen? Oder hätte er zwar jemand getroffen, aber nicht Emilie? Zehn andere, mag sein, aber *nicht* Emilie. Ganz abgesehen von der Vorstellung, dieser Mann habe von Anfang an nichts anderes im Sinn gehabt, als sich in diesem Kino eine Kugel in den Kopf zu jagen. Allerdings versuchten die ermittelnden Polizisten Tonia dahingehend zu beruhigen, daß die Selbsttötung des Täters ganz sicher nicht sein vorrangiges Ziel gewesen war, sondern bloß die übliche Art, sich der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen. Eher sei davon auszugehen, daß er geplant hatte, seiner Selbsthinrichtung noch viele weitere Morde vorausgehen zu lassen, wäre da nicht sie, Tonia, gewesen.

Für die Polizei, die Presse, die Öffentlichkeit war sie eine Heldin, wenngleich eine tragische, die den Tod vieler Menschen, nicht jedoch den Tod der eigenen Nichte hatte verhindern können. Während aber Tonia selbst nicht und nicht aufhören konnte, sich vorzustellen, überhaupt erst Emilies Tötung ermöglicht zu haben. – Niemand anderer dachte so, auch Hannah nicht, die Mutter, die ihr einziges Kind verloren hatte. Allerdings ... nein, die Wahrheit bestand eher darin, daß niemand eine solche Möglichkeit aussprach, aber es doch wohl einige waren, die zumindest daran dachten.

Nur eben niemand, der Tonia dafür öffentlich verurteilen wollte. Allein sie selbst tat es. Es war eine große Wunde in ihrem Herzen. Und sie wollte rein gar nichts unternehmen, damit diese Wunde je kleiner wurde.

*

Für Tonia war es unmöglich, ihr Leben in seiner alten Form weiterzuführen. Sie sagte sich, kein Recht auf dieses alte Leben zu haben, allerdings ebenso wenig das Recht, diesem Leben ein Ende zu setzen. Als würde es ihr einfach nicht mehr gehören. Unmöglich, etwas aufzugeben, was einem nicht gehörte. Somit verblieb ihr allein der Weg, ein neues zu beginnen. Allerdings ein Leben, das deutliche Züge einer Strafe besaß.

Zuerst mußte Tonia ihr altes Leben auflösen. Der erste Akt dieser Auflösung bestand für sie – die reiche Frau, die sie war – darin, zu verarmen. Was nun aber gar nicht ging, wäre gewesen, das beträchtliche Vermögen etwa einer Gesellschaft zur Unterstützung von Verbrechensopfern zu spenden. Oder für hungernde Kinder. Obdachlose, Flüchtlinge, den Tierschutz. Nein, es mußte etwas sein, was dem Prinzip der Selbstbestrafung entsprach, ohne aber in eine Karikatur zu münden, also etwa alles Geld irgendeiner Zockerbande zu stiften. Was sie dann tat, war nicht karikierend, aber zynisch. Und genau darin besteht das Wesen einer Strafe, in ihrem Zynismus: ihrem bösen Lächeln. – Im Bannstrahl dieses bösen Lächelns stehend, empfand sich Tonia, als sie entschied, ihre vielen Millionen der katholischen Kirche zu vermachen, wobei der zynische Akt sich daraus ergab, schon seit langem nicht mehr Mitglied dieser Kirche zu sein und ganz sicher keine Anhängerin von deren Aktivitäten. Andererseits war es eine traditionelle Geste, sein Geld der Kirche zu übertragen, es auf eine „heilige“ Weise loszuwerden und sich einen Seelenfrieden zu erkaufen. Natürlich glaubte Tonia weder an einen solchen Frieden, noch meinte sie, ihn verdient zu haben. Umso passender war ihre Aktion, die zum Entsetzen möglicher Erben geschah. Interessanterweise aber nicht zum Entsetzen ihres Vermögensberaters, der ausgezeichnete Kontakte zur römisch-katholischen Kirche in Österreich pflegte und es übernahm, dem Deal eine geordnete Bahn zu verleihen. Wie er insgesamt alles in die Wege leitete, gemäß Tonias Anordnung absolut jeden Teil des Vermögens aus ihrer Hand zu entfernen und in eine andere Hand zu übertragen.

Zuletzt blieb nur noch jener nicht ganz unerhebliche Betrag, der nötig war, selbigen Berater zu bezahlen. Bei einem letzten Zusammentreffen der beiden in einem Wiener Nobelrestaurant – bevor dann Tonia, aller Mittel entledigt, dieses Stadt verließ, um an neuem Ort ein vollkommen neues Leben zu beginnen – meinte der Vermögensberater und Vermögensverteiler, sie, Tonia, sehr gut zu verstehen. Er sagte: „Das einzige, was zählt, ist Konsequenz. Wenn Sie mich fragen, in den Himmel kommen alle, die konsequent sind, in die Hölle der Rest."

Tonia erwiderte: „Ich will nicht in den Himmel."

Er darauf: „Genau das meine ich."

Später in dieser Geschichte, nachdem Tonia von Österreich nach Deutschland gewechselt hat – was allerdings nicht speziell als Teil ihrer Selbstbestrafung ausgewiesen wird –, arbeitet sie in einer „dienenden" Position, als Hausangestellte einer älteren Dame und deren herrischem Bruder. Es erscheint ihr folgerichtig, im Herr-Knecht-Verhältnis der Menschen die Seite gewechselt zu haben, wobei sie allerdings eine Einschränkung definiert und nach und nach in der Tätigkeit der „Büglerin" einen vollkommenen Ausdruck ihrer durch Strafe erwirkten Verwandlung erkennt. Im Roman heißt es:

„Ich bin aber keine Krankenschwester", erklärte Tonia, die ja tatsächlich keine war, aber auch, weil sie ihrer Selbstbestrafung einen Riegel vorschieben wollte. Es gab Tätigkeiten, die einfach nicht in Frage kamen, Tätigkeiten, die sie als verwandt ansah: Krankenschwester, Prostituierte, Fußpflegerin – also all jene, die direkt auf den Körper ihrer Auftraggeber zu reagieren hatten. Doch Haushälterin, Putzkraft, Wäscherin und Büglerin, damit war sie einverstanden. Ein Klo putzen, war nicht dasselbe, wie den Hintern des Hausherrn putzen. Ein Hemd bügeln, hieß, eine Distanz zu wahren, die natürlich fort war, sobald man *unter* oder *auf* dem Träger dieses Hemds zu liegen kam. Und in Bezug auf den wahnsinnigen Bruder ihrer Auftraggeberin sagte sie: „Ich habe einen Tyrannen verdient."

„Diesen hier hat keiner verdient", seufzte die alte Frau, spürte aber genau, wie sehr Tonia sich für diesen Job eignete.

Der Attentäter freilich – Erler genannt –, dessen Tat diese „Verwandlung“ Tonias ausgelöst hat, ist tot; er hat sich gerichtet. Naturgemäß ist seine Person Gegenstand polizeilicher Untersuchungen und psychologischer Interpretationen, welche – und dies ist ein Topos weniger der Fiktion als der Wirklichkeit – die These vom verrückten Einzeltäter bestätigen sollen (während die Fiktion in der Regel versucht, die Verschwörung aufzudecken; die Wirklichkeit versucht zu verschleiern, die Fiktion ist um raffinierte Wendungen bemüht). Vor allem seine Äußerungen auf Facebook sollen sein Krankheitsbild bestätigen. Dazu kommt der Umstand einer kleinkriminellen Karriere und eines Gefängnisaufenthaltes. Im Roman heißt es:

Wobei seine Verurteilung gar nicht mit seiner Vertretertätigkeit im Drogenbereich zu tun hatte, sondern mit einer ebensolchen im Kunsthandel. Er hatte mit gestohlenen Bildern gehandelt, wobei diese gestohlenen Bilder zugleich auch gefälschte Bilder gewesen waren. In einem geradezu barock verzweigten Geschäft zwischen Fälschern, Dieben, Gutachtern, Kunsthändlern und Käufern war Erler der schwächste, der justiziable Punkt gewesen. Ein Fall, der ihn übrigens zu der Einstellung führte, daß im Drogengeschäft sehr viel eher ehrbare Männer und Frauen unterwegs seien als im Kunsthandel, ein Geschäft, das laut Erler die unangenehmsten und gierigsten und verlogensten Charaktere anziehe. So schön die Kunst, so perfide der Handel mit ihr. – In einem seiner Facebookeinträge sprach Erler davon, daß der Kunsthandel so funktioniere, als weide man Gott aus und bringe möglichst viele Teile von ihm auf den Markt. Wobei ein Stück der Leber auf eine Weise verändert werde, um es als ein Stück des Herzens ausgeben zu können. Letztlich existiere auf dem Markt kein einziges Stück Leber, während andererseits so viele Teile des Herzens an vermögende Kunden gelangten, daß sie in einen einzelnen, alleinigen Gott gar nicht hineinpassen würden.

In Gefängnis entwickelte Erler die Theorie von der Stellvertretersühne und meinte damit, daß in einer Gesellschaft, in der das Verbrechen die einzige praktikable Form von wirtschaftlicher Tätigkeit sei – und jeder wisse oder spüre das insgeheim, jeder –, man einzelne Randfiguren der Strafe aussetze. Pars-pro-toto-Opfer, die man stellvertretend für den Rest verurteile und die eine Strafe ereilen würde, die alle verdient hätten. Und er, Erler, sei eben so eine Randfigur, ein Sühneopfer.

*

Wenn der Marquess of Halifax einst erklärte: „Menschen werden nicht gehenkt, weil sie Pferde stehlen. Sie werden gehenkt, damit *andere* keine Pferde stehlen“, so hat sich nicht nur unsere Einstellung zur Bestrafung durch den Strick geändert, sondern es drängt sich auf, eine gesellschaftliche Realität zu problematisieren, welche einen Unterschied macht zwischen Pferdediebstahl und Pferdediebstahl. Zwischen Pferdediebstahl im Rahmen einer privaten Gier oder privaten Not oder jedoch im Rahmen einer „mit allen Wassern gewaschenen“ Finanztransaktion. (Denn was Herr Halifax vergißt zu fragen, ist, wie jene Leute, die über die vielen Pferden verfügen, eigentlich zu diesen Pferden kamen.)

Das Problem bei der Frage nach der Schuld ist, daß wir oft nur Teile des Bildes kennen oder kennen wollen, beziehungsweise auf Grund der illusionistischen Maltechnik es geschieht, daß wir die Delikatesse der Darstellung für die „Wahrheit“ des Bildes halten. Davon lebt nicht zuletzt der Berufstand der Rechtsanwälte. Und am Ende solcher trickreicher Verfälschungen von Schuld, steht dann jene Figur aus Dürrenmatts Roman *Justiz*, die erklärt, die Gerechtigkeit ließe sich nur noch durch ein Verbrechen wiederherstellen.

Ein bekanntes Bild ist das des „Gärtners als Täter“, das ja in den Titel dieser Veranstaltung eingebunden ist und den deutschen Sprachgebrauch dank eines Liedes von Reinhard Mey bereichert hat (ein Lied aus den 70ern, das auf Filme aus den 60ern rekurriert ... *Hallo, hier spricht Edgar Wallace!*)

Man könnte nun sagen, daß die Figur des Gärtners bei aller altbackenen Komik sehr schön das Prinzip der in den Mittelpunkt gerückten Randfigur widerspiegelt. Es ist wie bei einem Zauberkunststück, wenn das Augenmerk auf etwas eigentlich Unwichtiges gelenkt wird – die Beine der Assistentin, das gefährliche Maul des Tigers, das Herumgehüpfe des Illusionisten in einem Glitzeranzug von aufreizender Geschmacklosigkeit – und der eigentliche Trick letztlich unerkannt bleibt. Wenn der Gärtner als Mörder entlarvt wird, meinen wir zu begreifen, daß dessen berufsmäßige Harmlosigkeit ihm als Tarnung diente und daß wir es der Schläue des Kriminalisten verdanken (oder unserer eigenen Schläue, wir, die wir in der Mitte des Romans

bereits wissen, wer‘s war), hinter seiner Biederkeit und gebückten Gestaltlosigkeit eine dämonische Ader entdeckt haben. Aber könnte es nicht sein, daß wir auf diese Weise vom eigentlichen Verbrechen abgelenkt werden? Denn das wäre ja ein interessanter Punkt, inwieweit die Lösung, die uns Kriminalromane anbieten, nicht ebenfalls die Wirklichkeit verschleiern. Etwas verschweigen. Tricksen. Vom Zentrum wegführen und den Blick an den Rand dirigieren. Den Leser *verzaubern*. Und den Gärtner zum Mörder machen, weil dies aufregender ist, als es jenen sein zu lassen, der eigentlich von Anfang an und sehr zu Recht im Verdacht stand. Woraus sich übrigens auch erklären ließe, wieso Autoren manchmal das Gefühl haben, die von ihnen beschriebenen Charaktere seien unglücklich mit der Art und Weise, wie sie in einem bestimmten Buch dargestellt werden. Und den Autor in seine Träume hinein verfolgen, um Gerechtigkeit einzufordern. – Ironischerweise hat sich von dem Reinhard-Mey-Lied zwar das geflügelte Wort vom Gärtner, der immer der Mörder ist, durchgesetzt, jedoch nicht der Schluß des Liedes, der als wahren Täter den Butler entlarvt.

Jetzt wird man einwenden, daß manche Gärtner ja tatsächlich Mörder sind und daß dieser Mann im Kino, Erler, ja tatsächlich um sich geschossen und dabei ein Mädchen namens Emilie getötet hat. Aber ist damit auch die Frage nach der Schuld vollständig geklärt? Für Tonia ganz und gar nicht, weshalb sie ja die Schuld auch auf sich nimmt. Nur ihr eigenes Versagen ist definitiv. Es ist die Schuld, der sie sich sicher sein kann. Und wenn ihr das „Bügeln fremder Leute Wäsche“ zur „Strafarbeit“ wird, hat dies etwas Perfektes. – So wenig sie um Gnade fleht oder irgendein höheres Verzeihen erbittet, so wichtig ist ihr doch der Ausdruck des Vollkommenen, eine Vollkommenheit, die sich aus der Strafe ergibt.

Um es meteorologisch auszudrücken, Strafe ist ein nicht endender Regen, während die Sühne eher einem Nebel entspricht, der sich einmal lichten wird, man zumindest in der Hoffnung darauf lebt, er könnte sich lichten. Im Regen steht der Mensch, im Nebel schaut er sich nach dessen Ende oder Auflösung um. Und kein Sühneopfer, das so bekannt ist wie das von Jesus Christus.

Und das bringt mich zu einer Betrachtung des Gekreuzigten in meinem demnächst erscheinenden Roman *Das Leben und Sterben der Flugzeuge*, eine Geschichte, in der abwechselnd ein deutscher Kriminalkommissar namens Blind Nacht für Nacht träumt, er sei ein Spatz, ein Sperling, und dieser Sperling sich wiederum in all seinen Träumen in der Gestalt des Kommissar Blinds wiederfindet. Wobei jeder der beiden zunächst für sich in Anspruch nimmt, *real* zu sein, in einer realen Welt zu leben und den jeweils anderen eben nur zu träumen. Freilich träumend davon erfährt, daß der andere gleichermaßen so denkt. Dieses Wechselspiel zwischen Tier und Mensch bietet mir die Möglichkeit einen animalisch klaren Blick auf das Menschentum zu werfen. Und so kommt es zu einer Szene, in welcher der von Agenten gejagte Spatz, der den Namen Quimp trägt, auf einem Wiener Friedhof landet und im Angesicht einer hohen, goldenen Christusfigur folgende Anschauung entwickelt:

Ich sauste direkt hinüber zu der hohen Statue und steuerte den Kopf der Figur an, magisch angezogen vom goldenen Schein. Aber auch die Magie gilt es zu kontrollieren. Es gehört sich einfach nicht, auf einem Kopf zu landen, auch nicht auf dem einer Skulptur. So etwas tun Tauben. Darum drehte ich im letzten Moment ab und setzte auf dem Querbalken des Kreuzes auf. Ohnehin saß es sich dort besser, auf der ebenen Fläche aus Holz.

Christus! Von dem Mann dieses Namens wußte ich, daß er, indem er gestorben war, eine wegweisende und ziemlich erdumspannende Religion begründet, besser gesagt verursacht hatte. Ob das überhaupt in seinem Sinn gewesen war, war nachträglich schwer zu beurteilen. Jedenfalls hatte man ihn ans Kreuz genagelt und er war an diesem Kreuz gestorben. Genau dieser tragische Punkt in seinem Leben wurde nun mittels diverser Darstellungen ins beinahe Unendliche wiederholt, fast so, als wollte man ihn immer wieder aufs Neue sterben sehen. Das war vom Standpunkt eines Spatzen nicht einfach zu begreifen. Zwar verstand ich durchaus das Bedürfnis nach Symbolen und Zeichen und Formeln der Erlösung, aber wieso ausgerechnet, indem man das Sterben dieses Mannes derart hervorhob? Auch wenn er angeblich für alle anderen gestorben war – was eigentlich eine maßlose Andichtung darstellt, genauso dümmlich, als behaupte man, die, die ihn töteten, hätten für alle anderen getötet –, jedenfalls dachte ich mir, es wäre doch ein weit stärkeres Zeichen gewesen,

hätte man diesen Mann lebend im Gedächtnis behalten. Oder? – Wollte man sich denn einen geliebten Menschen, der unter einen Laster oder Zug geraten war, stets als ein zerquetschtes Stück Fleisch vorstellen? Richtig, Christus war auferstanden, aber Fakt blieb doch, daß nicht die Auferstehung zum wegweisenden Symbol geworden war, sondern der qualvolle Tod.

Vielleicht war vor diesem morbiden Hintergrund die Dunkelheit der ganzen Konfession erklärbar. Das Christentum erschien als eine Religion des Sterbens, gar nicht so sehr des Jenseits, nein, sie betonte diesen einen speziellen Moment, da man das Leben hinter sich ließ, ohne noch woanders angekommen zu sein (vielleicht dadurch aber auch ganz bei sich selbst war).

Ich weiß, ich philosophiere. Aber ein älterer Spatz sagte mir einmal, das sei genau der Grund, wieso man überhaupt Spatz sei.

So weit der Spatz. Und was sagen Langusten dazu?

Mit einer solchen unterhält sich der unter Drogen und dem Genuß von Rum stehende Journalist, der in dem Film *Rum Diary* von Johnny Depp verkörpert wird. Die Languste erklärt ihm: „Die Menschen sind die einzigen Kreaturen der Erde, die von der Existenz eines Gottes reden, und die einzigen lebenden Wesen, die sich so benehmen, als gäbe es keinen."

Dies muß ich nur dahingehend berichtigen, daß zumindest mein Spatz sehr wohl über Gott redet, ein Spatz, der schlußendlich so weit geht, den Holzsplitter aus einem Kruzifix in die Architektur seines Kugelnestes zu integrieren. Dennoch bleibt sein Verhältnis zu Gott ein dialogisches. Er verlangt nichts, außer ein Gespräch.

Einmal wird auch gesagt, eingedenk dessen, wie hier jede Figur sich im Wachen wie im Träumen seiner selbst bewußt ist: „Ich dachte oft an den Teufel, nicht wie an jemanden, den man persönlich kennenlernen möchte. Aber von dem man mehr und vor allem Genaueres in Erfahrung zu bringen versucht. Auch stellte ich mir vor, daß wenn Gott wirklich existierte, er natürlich ebenfalls träumte. Und wen, bitteschön, würde er wohl träumen, wenn nicht den Teufel? Gott und der Teufel waren *Traumpartner*."

*

Kann man das Böse überwinden? Wie man einen Schnupfen überwindet, von dem wir ja wissen, daß er wiederkommt, daß er ein Teil unseres Leben – also unserer Krankengeschichte – ist? Man stelle sich eine Pille gegen das Böse vor. Oder das Absaugen des Bösen in der Art einer Fettabsaugung. Die Gefahr bei der „Absaugung“ wäre natürlich, daß dabei auch ein Stück der Seele mitgeht (in den Zellen verankert, die ja unweigerlich mit jeder Absaugung entsorgt werden). Und vor allem natürlich auch die Freiheit mitgehen würde. Die Freiheit, sich zu entscheiden. Natürlich in dem Sinne, wie Terry Eagleton in seinem Buch über *Das Böse* es ausdrückt, wenn er erklärt: „Verantwortlich zu sein meint nicht die Freiheit von sozialen Einflüssen, sondern eine bestimmte Beziehung zu solchen Einflüssen.“

Denn wenn man nicht an die Prädestination glaubt – also an eine seit Urzeiten bestehende Festlegung des Menschen, wobei die Prädestinationslehre des Kirchenvaters Augustinus in erstaunlicher Weise mit der modernen Hirnforschung korreliert –, wenn man dies also nicht glauben kann oder glauben mag, dann besteht der Gottesbeweis eigentlich darin, sich eben *nicht* in das Leben der Menschen einzumischen. Und ihnen somit genau mittels dieser Nichteinmischung von Episode zu Episode, von Staffel zu Staffel die Möglichkeit zu geben, Entscheidungen zu treffen, nach rechts oder nach links zu gehen, oder ganz einfach stehenzubleiben.

In dem Film *Flashbacks of a Fool* resümiert die von Daniel Craig gespielte Hauptfigur: „Als ich klein war, dachte ich immer, mutig sein bedeutet, etwas Besonderes zu erreichen, daß Vorwärtskommen im Leben Mut bedeutet, daß man Courage braucht, um im Leben vorwärts zu kommen. Dabei ist das Einzige, wofür man im Leben wirklich Courage benötigt, ... stehen zu bleiben.“

Im Falle meiner Romanfiguren scheint die Erlösung tatsächlich mittels eines couragierten Stehenbleibens stattzufinden. Nicht, indem das Verbrechen geklärt wird (das ohnehin in all seinen Facetten und Untiefen niemals wirklich klärbar ist), auch nicht im Zuge einer heroischen Tat (darum besitzen meine Kriminalromane komödiantische Züge, sobald das Heldentum ins Spiel kommt, diese Tom-Cruiseianisierung der detektivischen Handlungen), sondern indem die Figur sich quasi aus dem Spiel herausnimmt, aufhört mit dem Versuch, die Welt zu retten, sondern die Welt in Ruhe läßt. Stehenbleibt, wo die anderen weiter nach rechts oder

links marschieren, hetzen, eilen, jagen. Das führt also weniger zu einer Lösung der Rätsel, als zu einer Lösung der Verspannung.

Mir ist schon klar, diese Haltung besitzt eine biedermeierliche Anmutung: sich herauszunehmen, das Laufrad zu verlassen, anstatt es umzugestalten und ein besseres, würdigeres Laufrad zu entwerfen. Mehr Ideologie, mehr Aufklärung, mehr Forschung. *Jugend forscht*, demnächst auch *Pensionisten forschen*.

Statt dessen erscheint die Kriminalhandlung als eine Katharsis, an dessen Ende sich eine bestimmte Figur in eine Nische zurückzieht, eine oft familiäre Nische – das Glück, ein Kind zu haben, einen Partner zu haben, eine Leidenschaft zu pflegen, frei zu sein von dem Wunsch, ein anderer zu sein. – Aber wo stehen wir denn, wenn wir das Laufrad verlassen? So dramatisch bedeutend das Laufrad auch scheint – ein Clip, ein Spot, eine Schlagzeile, Krieg und Frieden – ist es in erster Linie *hysterisch* zu nennen. Und außerhalb davon besteht ja nicht etwa eine Leere, sondern der Rest des Geheges, des Stalls, eine durchaus abwechslungsreiche Landschaft. Eine Welt des Intimen und der aus dem Stehenbleiben heraus entstandenen Möglichkeit des Dialogs. Jede Heilung kommt aus einem Dialog. Innerhalb des Laufrads ist nicht nur der Dialog schwierig, sondern im Zuge der ungemeinen Rasanz die wirkliche Welt praktisch unsichtbar, oder nur in Streifen erkennbar. – Martin Buber sagt: „Zwiesprache tust und erfährst du im ruhenden Zugleich."

Das „ruhende Zugleich" – nicht nur im von Buber angesprochenen Eros – ist im Laufrad praktisch unmöglich. Und Dialog meint auch den Dialog mit den Gegenständen und mit einer beseelten Natur sowie den naturgemäß beseelten Tieren.

Der Kriminalroman lebt von der Hetze, dem Getriebensein, man könnte sagen, er ist ein Destillat der Laufradwelt. Der Begriff „Suspense" bezeichnet die Atemlosigkeit, der hier die fiktiven Akteure wie die realen Leser ausgeliefert sind (selbst Augenblicke der Ruhe resultieren in der Regel aus den für einen Moment „still stehenden Herzen", oder aber aus der Zeit, die es braucht, bis Helden oder Schurken wieder auf die Beine kommen.)

Für den Kriminalroman gilt aber vielleicht aber auch das, was in Thomas Manns Roman *Doktor Faustus* über eine Komposition Adrian Leverkühns gesagt wird: „Ein

Werk, welches vom Versucher, vom Abfall, von der Verdammnis handelt, was sollte es anderes sein als ein religiöses Werk.“

Und für den Kriminalroman gilt vielleicht ebenso, was ich mir einmal erlaubt habe, über die Musik Schuberts zu sagen, daß sie uns berichtet, was wir schlichtweg sind: „Zerbrechlich.“

In dem Film *Insomnia* von Christopher Nolan erklärt der von Robin Williams gespielte Mörder, der zuvor ein Mädchen, das sich ihm verweigerte und ihn auslachte, zu Tode geprügelt hat: „Life is so important. How could it be so fucking fragile?“

Es gibt das Böse, das sich dieser Fragilität lustvoll bedient, und es gibt das Böse, das aus lauter dummer Nachlässigkeit diese Fragilität außer Acht läßt. Um nachher mit Erstaunen festzustellen – und dabei nicht selten Gott anklagend –, daß Vasen, die von Tischen gestoßen werden, meistens auch zerbrechen.

Ich glaube wirklich, daß ein Teil des Bösen – ich würde ihn gerne den *alltagsweltlichen* Teil nennen – schlichtweg auf Unaufmerksamkeit zurückzuführen ist.

Natürlich ergibt sich die Beliebtheit des Kriminalromans nicht zuletzt daraus, daß die Leser die Atemlosigkeit der Geschichte von ihrem Sofa aus – oder wenigstens in der nestartigen Enge rappelvoller U-Bahn-Züge steckend – erleben. Sicher und geborgen. Während die Figuren, mit denen sie sich identifizieren, mit den guten wie den bösen, in ein Räderwerk aus Abhängigkeiten, Versuchungen, Verführungen und Einflüsterungen eingespannt sind, in eine wahre Teufelsmaschine. Es erscheint mir darum mitunter (und immer mehr) nötig, die Figuren letztendlich aus dieser Maschinerie zu befreien. Ihnen „Idyllen“ zugänglich zu machen, womit freilich nicht eine Villa in Belize oder auf Mallorca gemeint ist. Die Idylle als Akt der Beruhigung. Als eine Art von klösterlicher Anschauung des Lebens, ohne darum hinter irgendeine weltliche oder religiöse Mauer treten und sich verschließen zu müssen. Aber doch etwas zu kultivieren, was ich das „kleine Leben“ nennen möchte (das kleine Leben im großen Stall), im Gegensatz zum „großen“ oder „wilden“ (das große Leben im kleinen Laufrad), welches notwendigerweise niemals funktioniert ohne die

Einschränkung anderer. Es mag auf der Hand liegen, und trotzdem scheuen wir uns gerne, in die Hand hineinzuschauen: nämlich die Tatsache, daß niemals Frieden herrschen wird, so lange es Verlierer gibt. Und jegliche Bewegung innerhalb des Laufrads führt zu immer neuen Verlusten und Verlierern. – Wohltätigkeit ist ein stabilisierendes Element des Laufrads. Und wenn sie mich fragen, ob ich Wohltätigkeit eher für eine Erfindung Gottes oder des Teufels halte, dann können sie sich meine Antwort vorstellen.

*

Ich möchte zum Abschluß das Ende einer Geschichte in der Geschichte aus dem Kriminalroman *Ein dickes Fell* vortragen, bei der sich das Böse zufälliger Ereignisse bedient, um sich durchzusetzen und einen komisch-absurden Schlußpunkt zu setzen. Ich denke, nirgends ist die Komik derart gebunden wie im Bösen. Und nirgends ist das Böse so gebannt wie in der Komik. Darum schauen meine Romane so aus wie sie ausschauen.